

Georg Petz

Was kann Politik leisten?

Wenn ausgerechnet die Vertreter eines politischen Büros bzw. einer politischen Partei mit dieser Frage an die Literatur herantreten, die sie für gewöhnlich gut und gerne ignoriert wissen, hat das etwas von einem Hilferuf – von einem doppelten Hilferuf nicht zuletzt aufgrund dessen, wie sich auch die Frage stellt: Was kann Politik leisten, oder: Um Himmels willen, was sollen wir nur tun und wie sollen wir es tun?

So sehr es schmeichelt, mit einer solchen Frage von solcher Stelle konfrontiert zu sein, so muss man sich als Autor dennoch selbst so weit zurücknehmen, als es schwierig erscheint, dem langen politischen und politikwissenschaftlichen Diskurs noch wirklich Neues hinzuzufügen. Was ließe sich nicht auch schon bei Aristoteles und Platon und Morus, Hobbes, Kant, Jefferson, Paine oder Kelsen nachlesen und welchen sinnvollen Beitrag könnte man dezidiert als Schriftsteller ergänzend dazu leisten? Eine Parabel verfassen, einen Dialog in der Protagoras-Nachfolge, oder ein Gedicht, und darin auf das Unausgesprochene, Ahnungsvolle, auf einen Idealtypus des Zusammenlebens verweisen? – Sicher, doch das hieße nicht, sich um mehr Klarheit zu bemühen, sondern stattdessen das Opaque zu favorisieren, das eben Nicht-Umsetzbare, und dies wiederum wäre gerade ein Rückzug aus der Politik, der leider allzu gerne bei dezidiert politischen Autoren festzustellen ist. Sicher, ohne sich selbst zu deklarieren bleibt man auch unangreifbar, aber die berechnete Frage danach, was *möglich* ist, bliebe unbeantwortet. Dabei muss, oder mehr noch, kann es gar nicht um eine Antwort auf

diese Frage gehen, sondern lediglich um einen Versuch, als *essai* im Wortsinn, sich ihr – der Frage, niemals der Lösung! – einigermaßen anzunähern.

Ohne an dieser Stelle auf die Bekannte Dreiteilung in *polity*, *politics* und *policy* eingehen zu wollen, sei darum in der Folge ein Versuch darüber angestellt, nach welchen typischen Parametern des literarischen Diskurses Politik denn gestaltet werden könnte, und was sie nach ihrer Maßgabe zu leisten vermag.

Die Relevanz der Literatur als Okular auf ein gesellschaftliches Phänomen liegt dabei nicht zuletzt darin begründet, dass wir alle *narrative mammals* sind, d.h., wir lesen unser Leben als *Lebensgeschichte*, als die zeitliche Abfolge selektiver Situationen und Sequenzen bis zu einem konkreten Ende hin, und der Beschaffenheit dieser Lebensgeschichte entsprechend schreiben wir ihr Erfolg, *Sinnhaftigkeit* oder eben Glück zu, oder, um bei Platon zu bleiben, "das Gute" als die allem anderen vorzuziehende Idee auch im politischen Miteinander.

Was also kann – oder, um dem impliziten Hilferuf der Frage gerecht zu werden – was soll Politik leisten, um in einem millionenfachen Gewebe der Lebensgeschichten dafür zu sorgen, dass wir ebendiese, und jeder für sich, als sinnvoll erachten können?

Die Antwortvorschläge aus literarischer Sicht mögen dabei auf den ersten Blick überraschen:

Zunächst einmal soll Politik so wenig als möglich tun. Sie soll nicht den Eindruck erwecken, unsere Geschichten würden von einem zentralen Punkt aus geschrieben und wir hätten auf ihre Wendungen keinen Einfluss mehr – im Gegenteil, es muss das vordringlichste Interesse aller am tatsächlichen politischen Prozess Beteiligten sein, auf die eigenverantwortliche Autorenschaft unserer Erzählungen

hinzuweisen und diese auch zu fördern, d.h. eben *keinen* Einfluss zu nehmen.

Das mag den Eindruck von Gleichgültigkeit gegenüber bestimmten sozialen Gruppen erwecken, doch gerade das Gegenteil ist der Fall: Nur dort, wo auch Graubereiche und Leerstellen bleiben, entzieht sich das Kunstwerk wie die Politik der beiden Gattungen inhärenten Autorität, im Sinne einer Autorenschaft, die zum einen unvermeidlich, zum anderen – wie sich zeigen wird – auch ohne die Intention, in jeden Lebensbereich hineinzuwirken, machtvoll genug ist. Die Grundlage jeder Autorenschaft ist nämlich nicht die vollständige Durchdringung der realen wie fiktionalen Welt, die man erschafft, mit dem eigenen Wesen und den eigenen Ideen, sondern die quasi-perspektivische Selektion bestimmter Teile dieses Ganzen, die zwangsläufig dazu führt, dass gewisse Ideen dominanter zur Umsetzung kommen als andere, was aber die parallele Existenz gegenläufiger Ideen weder ausblendet noch verhindert.

Tatsächlich liegt in der Selektion die entscheidende Fähigkeit einer literarischen wie einer politischen Autorenschaft, und an der Art der Selektion – ein unpopuläres Wort, ein gefährliches Wort, ich weiß – zeigt sich auch das Talent der jeweiligen Verfasser unserer Geschichte. In der Literatur wird die Selektion maßgeblich vom Ende der Erzählung bestimmt: das jeweilige Ziel einer Geschichte entscheidet darüber, wer zur Hauptfigur wird und wer Nebenfigur bleibt, es kennzeichnet die Antagonisten, ist maßgeblich an der Konstruktion der Sinnhaftigkeit der Parabel beteiligt und erzeugt die Spannung wie auch den Unterhaltungswert des literarischen Artefakts. Vor allem anderen muss die Literatur wie die Politik also ihre Ziele kennen – das Ende – , auf das sie hinarbeitet und, um hier

auch wieder bei Platon zu bleiben, "das Gute" dieses Ziels muss erstens sichergestellt und zweitens transparent gemacht werden.

Die Zielformulierung muss dabei im breitestmöglichen Konsens erfolgen, und sie kann mediumsbedingt nicht den Einzelnen im Auge haben, sondern sie muss zwangsläufig auf ein *Ideal* abstellen, wie etwa auf das platonische "Gute". Und es muss klar sein, dass bereits die Zielformulierung eine Selektion nach sich zieht, und dass dies ein rücksichtsloser Prozess ist: Man kann die Figuren seines Romans (Flann O'Brian in Ehren) nach erfolgter Zielformulierung nicht unentwegt zu ihren Wünschen befragen, oder Odysseus hätte sich niemals von Penelope getrennt, und der junge Werther hätte seinen Autor auf seelische Grausamkeit verklagt, und die Figuren aus den Werken von Zola oder Wedekind hätten nach Ausgleichszahlungen zu ihrem sozialen Elend geschrien, ja, selbst die christliche Heilsparabel hätte wahrscheinlich ein weniger erlösungsverheißendes Ende genommen.

Freilich muss dabei klar gestellt werden, dass unsere politischen Narrationen – wie das in der Vergangenheit, in der ideologischen Verklärung leider geschehen ist – nicht zur Erlösungsgeschichte stilisiert werden dürfen. Das Durchbrechen der aus der Narration sich entwickelnden Illusionen, und dies vor allem durch die kritische Selbstreflexion des Erzählers wie seiner Schöpfung, ist eines der kunstvollsten Gestaltungsmittel der modernen Literatur. Die Literatur will keine Gläubigen, und keine Abhängigen, sondern sie will den Leser zum eigenen Denken motivieren, und sie benötigt diese Eigenaktivität des Lesers sogar – ähnlich wie in der Malerei, wo das Auge die Leerstellen, die das *sfumato* lässt, selbst ausfüllt –, um ihre illusionistischen Gebäude mit größter Wirksamkeit konstruieren zu können. Die Versuchung, sich selbst im religiösen

Diskurs jeder Kritik zu entziehen – denn dieser kann nicht hinterfragt werden –, ist für die Politik freilich hoch; ein guter Autor würde ihr allerdings aus ebenso gutem Grund niemals erliegen wollen.

Natürlich ist die Politik nicht vollkommen mit der Literatur gleichzusetzen (was auch gleich die grundlegenden strukturellen Defizite sogenannter "politischer" Autoren aufzeigt), denn die Politik kann sehr wohl einwirken und abfedern, aber – wie jeder Politiker weiß – aufgrund begrenzter Ressourcen eben auch nur begrenzt, und immer unbefriedigend.

Zudem vermag das am Problem der Entscheidungsnotwendigkeit, d.h. hier der Selektion, nichts mehr zu ändern (Gott sei Dank muss man sich ja nicht nur für *eine* Sache entscheiden sondern hat ressourcenabhängig ein breiteres Angebotsspektrum); eine unentschiedene Erzählung wäre nämlich nicht länger erzählbar; die Erzählung von einer Million Hauptfiguren ist weder wiederzugeben noch sinnvoll an ein Ende zu bringen, und ebendas ist der Punkt, der das Abstrahierte, Überindividuelle, das Ideal notwendig macht – es muss diejenigen, die es betrifft, für ihren Verlust an individueller Macht und Möglichkeit entschädigen können.

Diese Notwendigkeit des Ideals ebenso wie die der Selektion darf dabei nicht missverstanden werden: Es ist ebensowenig Aufgabe der Politik, das Leben jedes Einzelnen zu gestalten, wie es etwa Intention der Literatur wäre. Stattdessen muss es die Aufgabe beider Arten von Autorenschaft bleiben, die Parameter zu einer sinnstiftenden Erzählung des einzelnen zu setzen und in diesem Sinne ihre Entscheidungen bzw. ihre Selektion vorzunehmen. Das ist freilich auch eine Absage an jede Art von Klientelpolitik, von Zurufern und Schmeichlern und Lobbyisten und den in Österreich so

begehrten "Freunderln" (ein entsetzlicher Diminutiv) wie Freundschaftsdiensten.

Und noch etwas kann die Politik sein, dort, wo die Notwendigkeit Entscheidungen zu treffen und darum selektiv zu agieren Gefahr läuft, die Möglichkeiten einer persönlichen, sinnvollen Geschichtsschreibung zu untergraben: Die Politik kann als der *deus ex machina* fungieren, der dem Einzelnen, in seiner Geschichte Gestrandeten jene Hilfe zukommen lässt, die er braucht, um von sich aus wieder in seiner persönlichen Erzählung fortfahren zu können. Nicht die Geschichte für ihn als einen Abhängigen fremder Erzählungen weiterzuschreiben, sondern ihm die Fähigkeit zu seiner unabhängigen Autorenschaft zurückzugeben, wo der Einzelne in Abhängigkeiten verstrickt und befangen sein mag, ist die Aufgabe eines solchen *deus ex machina*, und ohne Scham kann dieser dabei von der höheren Eben aus agieren, und sich herablassen, die er selbst bewohnt.

Neben der Selbstbeschränkung und dem Mut, sich der Entscheidung und damit zwangsläufig einer Selektion bestimmter Personen, Ideen oder Projekte zu stellen, muss die Politik als drittes – und ganz wesentlich – unterhalten. Dabei sei gleich vorweg gesagt, dass die Konzeption dieser Unterhaltung an die jeweilige Tradition und Unterhaltungskultur angepasst sein sollte – wo dies nicht geschieht, wo etwa Konzepte einer amerikanisch geprägten politischen Unterhaltung unreflektiert übernommen werden (z.B. Schwarzeneggers Besen-Kampagne, die sich im Grazer Wahlkampf wiedergefunden hat), ist das Ergebnis zumeist peinlich und, wie im genannten Fall zum Glück erfolglos.

Aber Politik soll ja erfolgreich unterhalten, denn sie soll uns ja neben dem Rahmen, innerhalb dessen wir unsere eigenen Geschichten

schreiben können, jene idealen und überindividuellen Geschichten zu erzählen vermögen, die auch dann noch sinnstiftend agieren, wenn es unsere eigenen Fabrikate nicht mehr tun. Das hat nichts mit Blendung oder mit Manipulation zu tun, sondern ganz simpel mit einem Denken, das auf eine narrativ sich konstituierende Sinnstiftung ausgerichtet ist. Das Friedensprojekt der Europäischen Union ist so eine Erzählung, oder die Erfolgsgeschichte der Zweiten Republik, das österreichische Sozialsystem oder der Wohlstand, den uns die freie Marktwirtschaft beschert hat, und hier ist auch bereits einzuhaken: Um zu unterhalten, muss eine Geschichte nicht immer "glücklich" oder erfolgreich sein. Das inszenierte Hickhack zwischen Schwarz und Rot auf mittlerweile allen politischen Ebenen ist ein Beispiel dafür, wenn auch ein schlechtes, weil es das tragende Element der Erzählung zu überdecken droht: die Teleologie, das Ziel der Geschichte und entsprechend auch die Sinnhaftigkeit im Handeln der Akteure. Für den Leser wie für den politischen Beobachter entsteht angesichts einer solchen Missachtung der basalen narratologischen Prinzipien der Eindruck von Lähmung, oder des Stillstandes, und dies ist ja gerade deshalb umso bedrohlicher, als damit die Sehnsucht nach einem solchen Verfasser unserer allgemeinen, "idealen" Geschichte wächst, der diese unverzüglich, und kompromisslos an ein Ende – und an ein Ende! – weiter zu führen verspricht.

Hier konfligiert die Narratologie auch mit den Prinzipien der Mediengesellschaft und der populären Theorie einer "Ökonomie der Aufmerksamkeit": Die Erzählung verlangt nach Wiederholung von Bekanntem, nach einer gewissen Frequenz bestimmter Bilder oder Figuren (in der Regel bei höherer Frequenz der Hauptfiguren), um so ihre narrative Sequenz erzeugen zu können; die medialen Berater

und Newmediaklugheiten haben dieses Element der Frequenz allerdings verkürzt zum *name dropping* oder zum summarischen Adabeitum in der telegenen Welt der Seitenblicke und Nachrichtensendungen. Dies funktioniert womöglich, um für sich den Rang des politischen Protagonisten zu proklamieren, doch es dekonstruiert die Sequenz der Erzählung selbst, mit einem ähnlichen Effekt in der Rezeption, wie er derzeit spürbar ist: Je lauter noch der kleinste Dummkopf schreit und auf sich aufmerksam macht, umso präsenter erscheint er medial, und umso mehr rückt er in den Rang einer Hauptfigur vor, und alle schreien, und alle sind immerzu präsent, und das Geschrei verlangt nach seiner eigenen Übertönung, doch die Erzählung selbst, die von diesen zahllosen selbsternannten Hauptfiguren getragen werden soll, ist längst nicht mehr ersichtlich. Darüber hinaus sind die Protagonisten der Politik selbst austauschbar geworden, denn wer nur zu schreien vermag, muss lediglich von jemand anderem überbrüllt werden. Geschrei alleine macht aber vielleicht für eine Zeit lang Frequenz, doch keine Sequenz und keine die Narration tragenden Figuren: Odysseus etwa rückt erst ganz am Ende der Ilias ins Zentrum des Geschehens, der Septimus in Virginia Woolfs *Mrs. Dalloway* ist überhaupt so gut wie sprachlos und dennoch ist er das, was sich jeder Literat für seine Geschichten auszudenken hat und was in der Politik ungeachtet dessen doch so sehr Mangelware zu sein scheint: ein Charakter.

Kaum einer der momentan tonangebenden Politakteure würde sich – aller Frequenz seiner *appearance* zum Trotz – zum Helden einer Geschichte eignen, einerseits aufgrund ebendieser Unterminierung der Teleologie, andererseits darum, weil die Politik selbst einen sehr sonderbaren "Heldentypus" geprägt zu haben scheint, der nur wenig mit seinem literarischen Equivalent gemein hat. Der literarische Held



ist kein strahlender Triumphator (wer auch immer das glaubt, hat bereits die Abenteuer des Herkules gründlich missverstanden), und er ist nicht einmal dadurch gekennzeichnet, dass er am Ende triumphiert. Nicht die Überwindung eines Gegners, eines Problems oder eines Hindernisses zeichnet die großen literarischen Protagonisten aus, sondern die Tatsache, dass sie sich diesen Problemen und Hindernissen stellen, und dass sie sich in der Auseinandersetzung damit ihre Würde bewahren, wie der Don Quijote, dessen jämmerliches Scheitern nichts von seiner heldenhaften Tapferkeit und seiner Würde zu erodieren vermag (die etwas pathetische Begrifflichkeit dieser Passage sei verziehen, aber sie ist dem literarischen Medium in seiner Tradition angemessen).

Nicht zuletzt in Hinblick auf die Frequenz und damit verbunden auf die Aufmerksamkeit, die einer Sache zukommt, hat die Politik aber auch ein ungeheures Potential, in dem Sinn, dass sie prinzipiell ebenso wie die Literatur ja als ein beachtenswertes und auch autoritatives Medium angesehen wird: Ein guter Autor wird sich darum bemühen, die Motive, Ereignisse oder Figuren, die von der dominanten Erzählhandlung vielleicht marginalisiert werden, anderwärtig hervorzuheben und sie so zur Geltung zu bringen, wenn sie ihm im Sinne der Sache "gut" erscheinen.

Ebendiese Intention kann, oder sollte, auch die Politik tragen, und es gibt Beispiele dafür, von Hanns Korens "Steirischem Herbst" bis hin zu den zahlreichen weiteren Initiativen anderer, im Kontext der Gesamterzählung vielleicht "kleinerer" Bürger, die täglich nicht nur ihre eigenen Geschichte sinnvoll schreiben, sondern auch an unserer ganzen großen Erzählung mitwirken, in ihrer ganzen großen Zahl.

Zum Glück muss unsere Geschichte ja nicht ausschließlich von unseren Politikern erzählt werden, womit ich die Brücke zurück zum Anfang meiner Überlegungen schlagen möchte.

Wo alles das freilich nur eine Handvoll erster und stark verknappter Überlegungen darstellen kann, sei abschließend doch noch hinzugefügt, in diesem Sinne, was die Politik tun sollte und maßgeblich die Personen, die sie tragen: Sie sollten *lesen*.